Heimatecke

Ein Blick in die Vorgeschichte des Warburger Landes

Von L. Kuhaupt, Dipl.-Ing.

Wenn wir von unserer Heimatstadt Warburg und vom Diemellande sprechen, so beginnen wir gewöhnlich mit dem frühen Mittelalter, etwa um die Zeit Karls d. Gr., als unseren Vorfahren das Christentum verkündet wurde. Wir wissen aber heute, daß unsere engere Heimat schon sehr viel früher bewohnt und besiedelt war, ja, daß sie zeitweise zu den dichtest besiedelten Gebieten des alten Germanien gehörte. Kunde hiervon geben uns die Bodenaltertümer, die uns bestimmte Kulturbilder übermitteln. Diese Bilder setzen sich zusammen aus den Gräbern, Burgen und den Funden an Werkzeugen, Waffen u. Gefäßen, die in ihnen gehoben wurden. An Hand dieser Funde können wir heute im allgemeinen ziemlich genau feststellen, wann und wo unsere Vorfahren in der Vorgeschichte eine Rolle spielten.

Von welcher Zeit an ist nun das Diemelland überhaupt bewohnbar gewesen? Wann erlaubte das Klima und die Vegetation eine Besiedlung? Natürlich ist es nicht möglich, bis zu dem Anfang zurückzugehen. Wir wissen heute durch geologische Untersuchungen, daß Warburg schon bei der vorletzten großen Eiszeit dies war vor etwa 70000 Jahren, eisfrei war. Aus dieser ältesten Zeit, aus der überhaupt nur spärliche Funde zu uns gekommen sind, ist nichts Genaues mehr festzustellen. Auch aus der viel späteren Altsteinzeit haben wir nur unsichere Andeutungen, doch dürfen wir annehmen, daß unsere Gegend schon bewohnt war. Die bei Körbecke gefundenen Reste von Pfahlbauten und ein primitives Steinmesser gehören noch d. Altsteinzeit an. Die Menschen lebten noch ganz von den Erträgnissen der Jagd, von den Tieren, die zahlreich und mannichfach vorhanden waren.

Die ersten sicher datierten Funde besitzen wir aus der mittleren Steinzeit (etwa vor 8000 Jahren) wo der Mensch zwar noch Jäger, aber schon relativ bodenbeständig war. Jetzt wurde bereits Jagd auf Großtiere wie Wisent, Mammuth und Höhlenbär unternommen und man hatte abgegrenzte Jagdgebiete. Die erlegten Tiere scheinen verschleppt zu sein, da man meist nur Teile findet und fast nie ganze Skelette. Die beim Krankenhausneubau 1924 auf der Hüffert entdeckten Reste eines Mammuths (großer Stoßzahn und 2 Knochenteile) werden aus dieser Zeit stammen; sie befinden sich jetzt im neuen Warburger Heimatmuseum.

Die Steinwerkzeuge dieser Periode, von denen eine Anzahl in hiesiger Gegend gefunden wurden, sind schon eleganter und schmaler gearbeitet. Es sind Feuersteine, Messer, Axte und Pfeilspitzen, die durchweg gut erhalten sind. Ihre Fundorte sind Lütgeneder, Nörde, Blankenrode und Borgentreich. Alle Funde befinden sich noch in Privatbesitz und es wäre zu begrüßen, wenn diese dem neuen Heimatmuseum zur Verfügung gestellt und so der Oeffentlichkeit zugängig gemacht würden.

In der folgenden jüngeren Steinzeitperiode, die vor ungefähr 5000 Jahren beginnt und aus der wir höchst bedeutende Funde besitzen, fängt der Mensch an, seßhaft zu werden. Dies bedeutet einen gewaltigen Schritt vorwärts, denn hier beginnt eine gewisse Gesellschaftsordnung und im größeren Umkreise eine Volksgemeinschaft. Die Nachbarn müssen sich untereinander vertragen und sich gegenseitig helfen. So bilden sich feste Verbände, die sich vor allem in den großen Gräbern aussprechen. Im Norden Deutschlands haben wir die sogn. Megalithgräber, zu denen riesige Steinblöcke verwand wurden. Noch heute wissen wir nicht, wie diese oft 200—300 Ztr. schweren Blöcke transportiert wurden.

Unsere Gegend ist dagegen die Heimat der großen Steinkisten, von denen die nächstliegende bei Nimbeck beim Bau eines Waldweges gefunden wurde. Sie hat eine Länge von 13 m und barg etwa 160 Leichen! (An Beigaben fand man viele Schmuckstücke, Anhänger aus durchbohrten Raubtierzähnen, Messer, Säge und Schaber aus Feuerstein, Bruchstücke von Schleifsteinen, Handmühlen u. a. m.) Ueber diese Steinkiste von Hardehausen ist viel geschrieben worden, da sie manche interessante und merkwürdige Eigenschaften aufweist, über die zu berichten hier zu weit gehen würde. (Sie ist s. Zt. im Warburger Kreiskalender 1922) kürzlich noch im Warburger Kreisblatt ausführlicher beschrieben worden und dürfte daher nicht unbekannt sein. Wie wertvoll die Funde sind, können wir schon daraus ersehen, daß sie im Berliner Museum zur Schau gestellt sind. Wäre es nicht möglich, die Steinkiste mit ihrem Inhalt für das Warburger Heimatmuseum zu erwerben? Die Steinkistenkultur, die heute noch nicht ganz geklärt ist, hat auch weiter in der Warburger Gegend Fuß gefaßt. Zwar sind bis jetzt noch keine neuen Grabfunde gemacht worden, aber die hierfür charakteristischen Geräte sind bei Borgentreich gefunden worden. In Borgholz fand man ein schönes, spitznackiges Flachbeil aus edlem Material, das ebenfalls dieser Epoche angehört. Weitere Werkzeuge der Jungsteinzeit aus Schwechausen, Gut Klingenburg und Engar befinden sich im Heimatmuseum.

Das Klima in jener Zeit war merkwürdigerweise um durchschnittlich 2—3 Grad wärmer als das heutige und die Warburger und Soester Börde war schon damals sehr fruchtbar. Es ist deshalb ganz natürlich, daß die Menschen sich hier zahlreich niederließen. Große Bedeutung hatte allmählich die Zauberei und die Magie bekommen, und auch der Sonnenkult spielte eine gewichtige Rolle. von dem wir folgendes annehmen: Auf den Bergesgipfeln den der erste Morgenstrahl der Sonne trifft, läßt sich die Gottheit nieder, wenn sie mit dem Menschen in Verkehr treten will. An Stelle des Berggipfels tritt nachher der hohe Baum. Ein solcher war z. B die Donnereiche, die später der hl. Bonifatius umfällte. Dies spielte sich höchstwahrscheinlich im benachbarten Hofgeismar ab. Eine andere Donnereiche stand auf dem Donnersberge bei Wormeln. Auch an anderen Orten gibt es noch Donnersberge (z B. bei Scherfede) die daran erinnern. Die späte Irmensul, von denen eine bei der Eresburg gestanden hat und von Karl d. Gr. vernichtet wurde, ist ebenfalls noch ein Stück dieser allgemeinen Auffassung.

Von der der Steinzeit folgenden älteren Bronzezeit, die nach 2000 v. Chr. beginnt, ist uns im Diemellande wenig überliefert worden, einige Forscher halten es deshalb für siedlungsleer, was jedoch nicht zutreffen dürfte. Bevor wir weiter hierüber hören, müssen wir zunächst einmal wissen, wie es kam, daß die Bronze überall so rasche Verbreitung fand. Das neue Material kam von Persien und wurde überall mit Jubel begrüßt, denn es öffnete in seiner Geschmeidigkeit den Weg zu ungeahnten Formen. Es fragt sich nur, was die fremden Händler veranlaßte, die wertvollen Metalle nach dem Norden zu bringen. Und welches war die Gegengabe, die sie von den Germanen erhielten? Auf Grund der Funde kann man nun mit Sicherheit feststellen, daß dies der Bernstein war, der in den südlichen Ländern zur ungemeinen Beliebtheit gelangte und zuerst an der Nordsee und dann auch an der Ostsee gesammelt wurde. Es beginnt jetzt ein regelrechter Handelsverkehr zwischen Nord und Süd, wobei die Flußniederungen als Handelswege dienten, da diese die von der Natur vorgezeichneten Wege bedeuten. Verschiedene Hauptwege hat man feststellen können, und es spricht die größte Wahrscheinlichkeit dafür, daß eine solcher Handelsstraßen an der Diemel und Weser entlang zur Nordsee führte; wenn auch in unserer Gegend kaum Funde getätigt worden sind. Die merkwürdige Fundleere dürfte sich dadurch erklären, daß hier wie in anderen Gegenden, wo sehr viel Felderwirtschaft betrieben wurde, die vorgeschichtlichen Spuren vielfach verwischt sind. Außerdem ist unsere Gegend bisher sehr wenig bearbeitet worden und man ist daher in der Hauptsache auf Zufallsfunde angewiesen. Aus der jüngeren Bronzezeit sind verschiedene Funde an der Diemel zu verzeichnen, so die im vergangenen Jahre bei Haueda ausgegrabene, äußerst seltene Bronzenadel. Auch von der Trendelburg sind einige Bronzefunde bekannt Ferner befindet sich im Heimatmuseum eine schöne, glattgearbeitete Aschenurne, gefunden bei der Altstädter Kirche. die zwar noch nicht sicher datiert ist. die aber auf Grund ihrer Form und Ausführung dieser Periode angehören dürfte. Seit dieser Zeit wird nämlich die Leichenverbrennung allgemein. Sie bildete damals gegenüber der anderen Bestattung, die gewöhnlich im Hause stattfand, eine kolossale Vereinfachung. Für die Besiedlung Warburgs dürfte noch eine weitere Ueberlegung sprechen: Wie anfangs berichtet, war in der Steinzeit das Diemelland stark besiedelt, ebenso weist die spätere Burgenzeit auf eine äußerst dichte Bewohnung hin, und es klingt direkt merkwürdig, wenn behauptet wird, daß hier in der Zwischenzeit, in der Bronzeperiode, eine Siedlungsleere bestanden habe.

Kriege gab es in jener Zeit noch nicht. Diese traten erst in der späteren Eisenzeit auf, als das Klima, das bis dahin von schönster Wärme begleitet war, sich verschlechterte und eine große Völkerbewegung mit sich brachte. Jetzt entstehen in Süd- und Mitteldeutschland viele neue Burgen, die den Schutz der einen oder anderen Seite übernehmen. In unserer engeren Heimat sind bisher keine festgestellt.

(Forts. folgt)

Warburger Warte



Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr. 77 | 23. September 1933 | 7. Jahrgang



19. Fortsetzung

„Wirf den Mann ins Gefängnis! Sorge, daß er nicht entwischt! Behandle ihn gut, denn er leugnet seine Schuld! Ist er ohne Schuld, dann soll ihm meine Gnade doppelt leuchten!"

Der Geheimschreiber wurde abgeführt.

„Sie sagen, daß er schuldig ist!"

„Ja, Sire, wollen Sie den Vertragsentwurf lesen, der zwischen den Rebellen getätigt werden soll?"

Er reichte dem Negus den Vertrag hin, der ihn mit großem Interesse las. Seine Aufregung steigerte sich. Als er an die Stelle kam, wo man über sein Leben verfügte, da packte ihn die Wut so heftig, daß er den Vertrag zerreißen wollte.

Da nahm ihm Mühlenschulte den Vertrag aus der Hand und sagte lächelnd: „Sire . . . wir haben in Deutschland einen Spruch, der sagt, wenn man einen hängen will, dann muß man ihn erst haben."

Das beruhigte den Herrscher.

Er schritt im Zimmer auf und ab, bis ihm der Leibdiener meldete: „Herr, deine Minister warten auf dich!"

Ras Taffari ließ bitten.

Die Minister, fünf würdige, alte Herren, traten ein, begrüßten ihn zeremoniell, wurden Mühlenschulte vorgestellt.

Dann berichtete ihnen der Ras, was sich ereignet hatte.

Eine gewaltige Aufregung hatte alle ergriffen.

Dann beriet man hin und her, was man tun könne. Der Kriegsminister meinte, man müsse sofort das ganze Volk alarmieren, die Trommel rühren und nach Tigre marschieren!

Man erwog hin und her.

Schließlich wandte sich der Negus an den Deutschen.

„Monsieur, wollen Sie mir sagen, was Sie tun würden? Meine Minister sind dafür, daß wir nach Tigre marschieren! Wie denken Sie?"

„Sire", ergriff Karl das Wort und sagte freimütig: „Ich würde es nicht tun! Ras Dijam ist Ihnen treu und ergeben, der Likamokas hält genau so zu Ihnen; jetzt, da er Schutz hat, hat er alles abgeworfen und kämpft für Sie. Sire, vertrauen Sie sich meinem großen Vogel an. Ich trage Sie nach Aksum. Das Volk ist treu und hält zu Ihnen. Damit können Sie alles in Ordnung bringen. Alles!"

Der Negus überlegte, dann unterrichtete er seine Minister von dem Vorschlag des Deutschen.

Sie wehrten ab.

Mühlenschulte verstand zwar kein Wort, aber er merkte, daß man ihm mißtraute; man wußte ja nicht, ob damit nicht eine Falle gestellt würde.

Der Negus sah ihn lächeln.

„Was dachten Sie eben, Monsieur?"

„Sire, ich verstehe kein Wort Ihrer Minister; aber ich fühle, man mißtraut mir, man befürchtet, daß ich Sie in eine Falle locken könnte. Ist es nicht so?"

Der Negus nickte verlegen. Sein Blick glitt wieder prüfend über das offene, kühngeschnittene Gesicht des Mannes, das ohne Falsch war.

„Monsieur . . . ich habe Vertrauen zu Ihnen! Man sagt den Germanos nach, daß sie treu und ehrlich sind."

„Ich bins gewiß, Sire!"

So wurde der Beschluß gefaßt. Ras Taffari, geleitet von seinem Leibdiener, dem Kriegsminister und dem Obersten der Leibwache fuhr mit Karl nach Aksum.

*

Als Peter wieder zu sich kam, saß er gefesselt im Sessel und blickte in das grausam lächelnde Gesicht des Abessiniers.

„Wie befinden Sie sich, Monsieur Lutz?"

„Den Umständen entsprechend gut, Monsieur Haga. Aber Sie wollen die Güte haben, mir einige Fragen zu beantworten."

„Aber gerne, bitte fragen Sie, Monsieur Lutz."

„Sie haben Gina Lundby und ihr Kind mit Gewalt nach Abessinien gebracht?"

„Mit Gewalt? Nein, sie ist freiwillig gefolgt, allerdings wandte mein Bruder die Gabe, die er von Kind an besitzt, bei ihr an. Sein Wille nahm ihren Willen weg! Ihr sagt in Deutschland wohl: Hypnose, Suggestion!"

„So ist es! Nun eine andere Frage: Warum entführten Sie die Frau mit dem Kind?"

„Da der heutige Tag Ihr letzter ist, Monsieur Lutz, will ich Ihnen eine interessante Geschichte erzählen. Sie wundern sich, daß wir Abejidas in den Bergen sitzen, daß wir uns in die Felsen unserer Berge gegraben haben. Können Sie sich nicht denken, warum wir in den Bergen hausen?"

„Ja . . . es ist um das Gold!"

„Scharfsinnig gedacht! Ja, so ist es. Tigre birgt viel Gold. Dicke Adern sind vorhanden und wir haben sie ausgebeutet, und wie das kam, will ich Ihnen erzählen. Vor Jahren war am Hofe des Negus Menelik eine deutsche Sängerin. Sie war schön wie der Tag, und mein Vater begehrte sie. Da sie sein Werben abwies, holte er sie mit Gewalt in sein Felsenschloß in Dembea. Sie ist ihm nie zu eigen geworden, diese Frau, aber . . . sie hatte eine wunderbare Fähigkeit, die wenigen Menschen gegeben ist. Gab man ihr im Zustand der Hypnose eine Rute aus frischem Eschenholz in die Hand, und ließ sie gehen, dann fand sie . . . nicht Wasser, wie sonst . . . sie fand Gold. Wo die Rute anschlug, da war eine Ader. Unendliche Schätze haben wir den Bergen ohne große Mühen abgerungen . . . durch die Frau!"

„Es war die Frau des Professors van Hevel?"

„Ja, sie war mit einem Male plötzlich verschwunden. Wir haben sie lange gesucht, wir glaubten, daß sie in den Bergen umgekommen sei, bis wir sie wiederfanden! Abat war es . . . oh, er ist ein großer Gaukler und seine Kunst, die er vervollkommnet hat bis aufs letzte, die bringt ihm viel Geld, große Gagen . . . Abat war es . . . er fand sie wieder. Aber sie hatte ihre Fähigkeit verloren. Da starb sie. Sie ist in unserem Lande begraben, denn mein Vater hatte sie sehr geliebt. Abat hat es ihr kraft seines Willens befohlen, und sie schrieb es in ihr Testament. Zwei Töchter hatte die Frau. Wir riefen die Aelteste mit ihrem Kinde zu uns. Sie kam. Abat geleitete sie herüber. Aber ihr fehlte die geheimnisvolle Fähigkeit der Mutter. Doch . . . das Kind besaß die Kraft, und ich kann Ihnen versichern, es hat uns viel Gold gebracht."

Ein maßloser Zorn packte Peter, als er den Mann so ruhig sprechen hörte. Das Kind, das arme junge Ding quälte man so namenlos.

Haga Abejida schien die Gedanken zu lesen, die Peter beschäftigten.

„Ich will Ihnen jetzt das Kind zeigen lassen, Monsieur Lutz."

Er klatschte in die Hände und sagte dem eintretenden Schwarzen einige Worte.

Wenige Augenblicke später brachte der Neger das Kind.

Peter zog es das Herz zusammen vor unsäglichem Schmerz. Das arme elende Wesen, schwach und matt, mit den trostlosen Augen voll Weh . . . das nutzte man aus, um elendes Gold zu finden.

„Was haben Sie aus dem Kinde gemacht, Abejida!" rief er aus.

„Sehen Sie nicht, daß es schon halb dem Tode verfallen ist?"

„Es hat seine Aufgabe bald erfüllt!" entgegnete Haga. Kalt glitten seine Augen über das erbarmungswürdige Wesen.

Der Neger trug es auf seinen Wink aus dem Zimmer.

„Und wo ist die Frau?"

„Die Frau ist . . . nicht hier!"

„Wo ist sie?"

„Ich weiß es nicht! In einer anderen Welt!"

Eiskalt kroch es in Peter hoch.

„Ist sie . . . tot?"

„Nehmen Sie es an, sie wird jedenfalls keinen der ihren je wiedersehen! Jetzt will ich einmal fragen, Monsieur Lutz . . . mit wieviel Gefährten sind Sie in Aksum?"

„Zwei Männer und ein Mädchen!"

„Die Schwester, die Abat noch holen wollte, nicht wahr?"

„Ja!"

„Haben Sie noch mehr Fragen, Monsieur Lutz? Jetzt können Sie doch wenigstens in Ruhe sterben, denn Sie wissen, warum wir uns die Menschen in unser Heimatland herüberholten."

„Um Gold!"

„Ja, Gold ist Macht und Macht ist alles!"

Peter schwieg zu den Worten. Er sah zu Boden. Vor ihm, unter dem Tisch kroch ein junger Löwe herum, ein putziges Kerlchen, der mit den Füßen des Gefesselten spielen wollte.

Peter streckte ihm die gefesselten Füße entgegen. Er zerrte an der Fessel. Peter zog die Füße hin und zurück, neckte den Löwen und der kleine Kerl zog mit seinen starken Zähnen immer heftiger an den Stricken.

Peter sah zu Abejida.

„Ein reizendes Spielzeug haben Sie da, Monsieur Abejida?"

Der Abessinier nickte geschmeichelt.

„Löwen . . . sie sind das Sinnbild für Kraft! Ich liebe sie! Ich habe so manchen gezähmt, nicht nur Löwen, alle Tiere, an allen, die ich in meine Gewalt bekam, habe ich meine Kraft versucht. Es ist ein dankbares Gebiet."

Peter fühlte, wie seine Füße frei wurden. Die Stricke waren durchbissen.

Er trachtete jetzt danach, das Gespräch möglichst hinzuziehen und sagte: „Sie könnten sicher über dieses Gebiet ein interessantes Buch schreiben! Haben aber Ihre Kräfte nicht auch einmal bei einem Tier versagt?"

„Doch, einmal, Monsieur Lutz! Einmal bei einem braunen Bären. Seltsam, nicht? Das war in Europa drüben, in Paris. Die braunen Bären sind nicht gefährlich, ich bin sonst leicht mit ihnen fertig geworden."

Peter überlegte die ganze Zeit krampfhaft, wie er die Hände frei bekommen könne. Endlich hatte er seinen Plan fertig.

Nach einer Weile winkte Abejida dem herbeigerufenen Neger zu und sagte ihm ein paar Worte.

Der Neger packte ihn kurzerhand und trug ihn, als wenn er ein leichtes Bündel wäre, durch einen langen Korridor, öffnete eine Tür und legte dort seine Last auf den Fußboden.

Ohne ein Wort zu sagen, verließ er dann den Raum.

Peter blieb allein. Er hörte, wie draußen der mächtige Riegel vorgeschoben wurde.

Keine Sekunde galt es zu verlieren.

Er streckte die Beine aus, die Fesseln fielen. Dann zog er die Beine dicht an den Körper heran, daß seine gefesselten Hände das Dolchmesser aus seinem Stiefelschaft ziehen konnten.

Seine Hände waren durch die Fessel kraftlos, nur unter Aufbietung aller Kräfte gelang es ihm, das Messer zu fassen und dann begann die unsäglich mühevolle Arbeit, die Stricke zu zerschneiden.

Das Messer war haarscharf, und nur diesem Umstande verdankte es Peter, daß er die Stricke durchschneiden konnte.

Fast eine halbe Stunde Zeit brauchte er dazu.

Die letzten Fesseln fielen.

Peter blieb am Boden sitzen und sah sich um.

Es war ein kahler leerer Raum, der nur durch ein kleines Fenster notdürftig erhellt wurde.

An der linken Seite war ein Gitter.

Peter mühte sich, seine Augen an das Halbdunkel zu gewöhnen. Was hatte das Gitter zu bedeuten?

Er trat lautlos heran und befühlte es.

Ah . . . es bewegte sich.

Jetzt wußte er Bescheid über seine Lage.

Vor ihm waren Löwen, waren andere Raubtiere. Er roch sie!

Wann würde Abejida seine „Lieblinge" auf ihn hetzen?

Da faßte er instinktiv an seine Brusttasche. Er fühlte das Büchschen mit dem getrockneten Schwamm. Abejida hatte sich zu sicher gefühlt, er hatte ihm weder die Waffe, noch die Lampe, noch die Algaja weggenommen.

(Fortsetzung folgt)

Glückhaft Wrack

Skizze von Kurt Bock

Dies ist der kurze, wahrheitsgetreue Bericht der letzten Fahrt unseres Kutters „Songesell".

Vorausgeschickt: unsere Mannschaft bestand aus dem Langen Peter, Käppen, dem Roten Paul, Bestmann, und mir, Pey, dem Kochlöffel oder Smutje. Unser Pott war ein ausgedienter, lütter Schollen-Ewer aus der verkrachten Werft von Peters Ollen, von uns drei Arbeitslosen aus St. Pauli auf Sport frisiert und lackiert und mit Kajüte versehen. Zwei Jahre blöden Nichtstundürfens lang haben wir auf „Songesells" Spanten die Unterelbe unsicher gemacht und — es sei gestanden — der Fischereigerechtsame und den Stromwächtern einige Schnippchen geschlagen. Nichts Arges, immerhin Verbotenes. Aus Hunger teils und teils aus Piratenwonne.

Es fing so prächtig an gestern: wir lagen in Flaute und Sonne achter den Sandbänken vor Anker, der pfiffeine Miet meiner Bratflundern verschönte die ganze Gegend und Umgegend. Dann hauten wir ab, Kurs Feuerschiff. Der aufkommende Seegang, der Stiem gaben uns alle Hände voll zu schaffen. Wir steckten einige Reff ins Großsegel, bald fielen pfundige Regenböen ein, daß wir — ohne Oelzeug — in Ducht und Gatt naßpatschten. Die Brise wuchs zum deftigen Kuhsturm, wir torkelten und kreuzten wellauf, wellab durch die nun ganz unsichtige Wasserwüste und wären schon — weiß der Deubel! — auf den Sandbänken elend havariert, hätte uns nicht eine Mordswoge hinübergeschoben, daß alle Planken und Spanten krachten.

Lagen also im Binnenwasser, das wie eine Muck Kaffee kochte. Bargen alle Segelplünnen und warfen beide Anker.

Da kam auch schon aus der Regenwand das nächste Opfer angebraust, ein dick-flacher Zweimaster, das HBK am Bug, ein Hamburger Küstenfischer also. Brummte derart auf Legerwall auf, daß der Besanmast kopfheister von der Kokpiek übers Deckhaus, durch Tau und Tampen längelang bis zum Steven hinschlug. Der Ewer sak fest wie eingerammt. Gischt fegte in Wolken über Toppsegel, Flögel und Nackenhut, schüttete ganze Sturzseen über Bord!

Da hättet Ihr Käppen Peter sehen sollen! Wenn auch Paul bedeutungsreich seine Achterseite wies und Pey, ich gesteh's, in die Kombüse zu entwetzen trachtete: Peter holte seine Jantjes zusammen. Anker auf! Segel auf! Und ab dafür! Der HBK winkte auch schon mit Arm und Bein. Wir lavierten über die Berg- und Talbahn voran und warfen ihm im Vorbeikreuzen Fangleine und Schlepptau zu. Das hielt! Wunder! Es hielt! Lagen aber nun beide fest wie zwei ungleiche Köterbrüder an der Kette. Zwar wuchteten die Fischer ihre Stakebäume auf Grund und stemmten ab. Zwar setzten wir noch Klüver und Vorsegel platt vor den Wind: verlorene Müh!

Da rief Peter den Paul ans Steuerruder und — ohne eine Wort — sprang er über Bord, schwamm, hantelte am Schleppseil längs auf den Ewer zu, kroch an ihm auf Luvseite vorbei und bohrte — bis zur Brust im Wasser, immer wieder von den Wellen überstürmt — eine Stenge unter den Kiel. Mit „Ho ruck" und „Ho riet" zuckelte der Ewer jetzt mit jeder Woge näher! Da, grad als er freikam, da riß das Schlepp mit peitschendem Knall, Paul wurde vom Steuer gegen die Reling geschmissen, daß er still lag, und schon sausten wir mit Vollzeug aufs Ufer, daß unser „Songesell" ein Haufen Brennholz blieb.

Die Fischer kamen mit Peter heil vor Anker und suchten unsere Knochen zusammen.

Und nun, als die Tide sich verlaufen und der Wind sich verpustet hatte — beim Kaffeepunsch saßen wir — kam das liebe dicke Ende: der Fischer war gar kein Fischer, sondern Baas einer Fischerflotte, deren Boote sommers auf Schollen, winters auf Austern ausfuhren, und der Baas hat uns einen „Sonngesell II" zugesagt und uns drei angeheuert, mit noblen Verträgen. Potz Priem, wir haben Arbeit! Das wird ein Leben werden! Jungedi!

Ostpreußen im Herbst

Schön ist Ostpreußen, wenn der reife Sommer über den Feldern liegt — licht und strahlend in klirrendem Frost ist der ostpreußische Winter — aber tief und unerschöpflich in begnadeter Schönheitsfülle ist Ostpreußens Herbst.

Es ist, als wolle das Land noch einmal seinen ganzen Reichtum an Licht und Farben ausschütten über Hügel und Fluren — über Wälder, Seen und die schimmernde Küste, um seine Kinder zu entschädigen für den kurzen, schnell erblühten Frühling und den rasch verlodernden heißen Sommer. Der weit hingereckten Seeküste dankt Ostpreußen, das oft als unwirtlich geschmähte Land, das Geschenk eines langen warmen Herbstes in tausendfältiger Schönheit.

Breiter und vielfältiger wird Jahr um Jahr der Strom der Sommergäste, die die einzigartigen landschaftlichen Reize Ostpreußens kennenlernen wollen. Sprunghaft wächst die Schar fröhlichen Sportvolks, das mit Schlitten und Ski auf Entdeckungsreisen ins winterliche Ostpreußen zieht und sich die glitzernde, flimmernde Pracht des ostpreußischen Winters erschließt. Aber klein und verschwiegen ist noch das Fähnlein der Kundigen, die ausziehn, um das rauschende Farbenfest des ostpreußischen Herbstes zu erleben.

Man findet sie wohl, im Schauen versunken, hingegeben an das verströmende Wunder eines herbstlichen Sonnenuntergangs an der Steilküste, oder verhaftet dem schlichten, herben Reiz der herbstlichen Wiesenlandschaft, wenn der Heuduft der letzten Mahd und der blaßblaue, in der Ferne verdämmernde Herbsthimmel mit den silbernen Konturen ferner Hügel und Wälder sich zu einer Symphonie der Sinne vereint und eine tiefe, andächtige Ruhe den Beschauer überkommt.

Man trifft den Kenner des ostpreußischen Herbstes in den farbig leuchtenden Wäldern des kaiserlichen Jagdgebietes Hoch-Rominten, wie er vor Tau und Tag dem vielstimmig erwachenden Herbstmorgen entgegenzieht. Oder im weichen, geheimnisvollen Nebelzauber der Herbstnacht dem dröhnenden Liebesruf mächtiger Hirsche lauscht. Ein anderer folgt unverdrossen über Knick und Bruch durch Forst und Moor der Niederung der Spur des gewaltigen Elchs, der plötzlich wie ein vorweltliches Fabeltier jäh durch das herbstbunte Gesträuch bricht. Oder er liegt weltvergessen in den gewaltigen Wanderdünen der Nehrung — blauseidnen Himmel über sich und nichts als Sand, See und Sonne ringsum — eine blasse Herbstsonne, die doch die Sandmulden in den Dünen mit prasselnder Hitze erfüllt und die See bis zum Spätherbst so warm hält, daß man bis zum Oktober badet.

Vielleicht gleitet er auch an einem stillen Herbsttag mit lautlosem Paddelschlag durch die weltentrückte Einsamkeit der unendlichen Seenketten Masurens — jede Biegung, jede Bucht eröffnet neue, zauberhafte Ausblicke — wilde Schwäne und Kraniche ziehn über die märchenstille Landschaft, die in schwermütigem Zauber des sterbenden Sommers noch einmal in wildem Farbenrausch aufglüht. Oder er wandert durch die schimmernden Buchenwälder auf den Höhenzügen des Oberlandes, mit herbstlich klarem Fernblick weit, weit ins Land, zieht durch das Burgenland im gesegneten Weichseltal oder durch das liebliche Ermland mit seinen hochragenden Ordensbauten — immer umfangen von der köstlich-herben Stimmung ostpreußischen Herbstes.

Vielleicht auch, daß er von hoher Küste einen der brausenden Herbststürme erlebt, die das Meer in einen bleifarbenen, brodelnden Kessel verwandeln und die Fluten in brausendem Wirbel gegen die Steilküste jagen. — Und doch: Es sind nicht nur schwärmende Romantiker, die durch die jubelnde und gestrenge, leuchtende und herbe Schönheit des herbstlichen Ostpreußen ziehen: Der Gast, der sich — noch gefangen vom Erlebnis des Sonnenuntergangs an der Steilküste — zum Gehen wendet, weiß, daß behaglich durchwärmte Räume, ein gastliches Mahl und unaufdringliche Annehmlichkeiten ihn behutsam umfangen, wenn er in seine Unterkunftsstätte heimkehrt.

Der Wanderer in Rominten und in den Wäldern des Oberlands, der Faltbootfahrer in Masuren, der Naturfreund in der Niederung und auf der Nehrung — sie alle wissen, daß nach den Erlebnissen reicher Herbsttage in tausend behaglichen Gaststätten Ruhe, Erholung und Unterkunft für ein bescheidenes Entgelt ihrer harren. Karl-Heinr. Heine.